

Mt. Kenia - Kilimandscharo

Bericht über eine Reise im Oktober 2002

1. Tag

Freitag, 4. Oktober 2002

Anreise

"Hast du mich schon vergessen? Ich mache wunderbare Popcorn." Alle drei Minuten durchbricht die vollautomatische Popcornmaschine mit ihrem holländischen Akzent die relative Ruhe des gerade erst erwachenden Düsseldorfer Flughafens, in der mein Freund Rolf und ich auf den Abflug nach Amsterdam warten. Viel zu früh waren wir hier eingetroffen und so hatten wir reichlich Zeit, den Sondergepäckschalter aufzusuchen, an dem Rolfs unförmiger Monster-Seesack aufgegeben werden musste. Den frühen Aufbruch noch in den Knochen, hängen wir jetzt unseren Gedanken nach. Es ist also soweit: Die Mount Kenia - Kilimandscharo Tour hat wirklich begonnen, ein fast vergessener Jugendtraum kann Wirklichkeit werden.

Eine kleine Fokker von KLM Cityhoppers bringt uns nach Amsterdam. Dort ist die Hauser-Gruppe, die auf den Flug nach Nairobi wartet, schon auf den ersten Blick zu erkennen: Alle halten sich an den Ratschlag, keinesfalls einen Verlust der Bergschuhe zu riskieren und tragen ihr hochtoureentaugliches Schuhwerk daher an den Füßen. Bereits der erste Eindruck von den anderen Teilnehmern ist positiv, was die Hoffnung nährt, dass wir gut miteinander auskommen werden, eine - wie sich herausstellen wird - zutreffende Erwartung. Allmählich macht sich Aufbruchstimmung breit.

Kurz vor der Ankunft in Nairobi müssen wir zum ersten Mal einen postkartengroßen Zettel mit allerlei persönlichen Angaben ausfüllen. Noch ahne ich nicht, dass es zweckmäßig gewesen wäre, bereits bei dieser Gelegenheit sämtliche Daten meines Reisepasses auswendig zu lernen. Gegen 20.00 Uhr Ortszeit, es ist längst dunkel, erlöst uns die Landung von den üblichen Qualen eines Langstreckenfluges in der Economy-Klasse. Obwohl Nairobi eine Millionenstadt ist, macht der Flughafen einen etwas heruntergekommenen Eindruck. Aber was solls, schließlich bin ich nicht hierher gereist, um Zweckbauten zu benoten.

Die Passkontrolle läuft reibungslos. Wenige Minuten nach dem Verlassen des Flugzeugs stehen wir am Gepäckband und warten mit dem üblichen mulmigen Gefühl auf unsere

Ausrüstung. Mit fühlbarer Erleichterung ergreife ich schließlich meine beiden roten Seesäcke und begeben mich zum Geldwechsel, um einen 20 US\$-Reisescheck in Kenia-Schilling umzuwandeln. Das erfordert neben der Unterschrift auf dem Reisescheck eine Mordsschreiberei, bei der neben der Heimatanschrift die Adresse in Kenia und natürlich die Reisepassnummer anzugeben ist. Solch ein Aufwand muss selbstverständlich vergütet werden und deshalb kassiert die Bank eine Provision, die einem die Tränen in die Augen treibt. Manfred, der weltreisende Rentner in unserer Gruppe weiß es besser: Mit seiner Postbank-Sparcard hebt er am Geldautomaten provisionsfrei Landeswährung zu einem normalen Kurs ab.

Mittlerweile haben alle ihr Gepäck erhalten, bis auf Gerd und Andrea, deren zweiter Seesack, in dem sich unter anderem die Schlafsäcke befinden, nicht aufgetaucht ist. Tatsächlich ist es der Aufmerksamkeit von KLM entgangen, auch dieses Gepäckstück nach Nairobi zu schaffen. Zum Trost gibt es einen KLM-Kulturbeutel und das Versprechen, das fehlende Teil mit der Morgenmaschine nachzuliefern.

Am Haupteingang warten bereits die Mitarbeiter von Kibo Slopes Safaris, um uns mit ihren beiden Kleinbussen zum Hotel zu bringen. Angesichts des neben den Sitzplätzen verbleibenden Gepäckraums mutet es verwegend an, uns, sämtliche Seesäcke und die bisweilen stattlich großen Handgepäck-Rucksäcke in den beiden Wagen unterbringen zu wollen. Helmut, unser Reiseleiter, meint, es habe noch immer geklappt und er behält auch diesmal recht.

Nach einer Fahrt durch die nächtlichen Außenbezirke von Nairobi, die eine halbe Stunde gedauert haben mag, erreichen wir unser Quartier, das Boulevard-Hotel, das einen guten Eindruck macht. Nach dem Beziehen der Zimmer treffen wir uns zu einer ersten gemeinsamen Besprechung bei einem Glas Tusker, dem kenianischen Bier. Hierbei geht es auch um die Frage des Trinkgeldes für die Begleitmannschaft. Das Thema ruft bei Manfred etwas Unmut hervor, weil er meint, der Reiseveranstalter habe zu spät darauf hingewiesen, dass jeder Teilnehmer pro Mannschaft etwa 40 US\$ an Trinkgeldern aufwenden müsse.

Recht spät sinken wir ermattet in die Betten. Jetzt erst wird mir bewusst, dass der Straßenlärm trotz der späten Stunde offenbar nicht abnehmen will. An Schlaf ist dabei nicht zu denken. Vergeblich überlege ich, wo ich mein Ohropax verpackt habe, also stopfe ich mir Kügelchen aus angefeuchtetem Klopapier in die Ohren. Das dämpft den Lärm kaum, drückt aber, wenn

man auf der Seite liegt. Um 2.00 Uhr habe ich die erlösende Eingebung und hole mir die Ohropax, die für spontanen Tiefschlaf sorgen.

2. Tag

Samstag, 5. Oktober 2002

Nairobi - Kamweti Resthouse

Die Bäume, die die um den Hotelparkplatz gezogene Mauer überragen, lassen keinen Zweifel: Um mich herum ist Afrika! Mit dieser beruhigenden Erkenntnis suche ich das Frühstücksbuffet auf, dessen Angebot es mir leicht macht, die zum Überleben bis zum Mittagessen benötigte Nahrung aufzunehmen. Es gibt allerlei Gebratenes, Eier, Obst, Säfte, Cornflakes, Toast. Das gewöhnliche kontinentale Marmeladenbrot gibt es ebenfalls, auch wenn man etwas danach suchen muss. Noch während des Frühstücks kassiert Wolfgang als "Trinkgeldkassenwart" von jedem den Trinkgeldanteil für die Mount Kenia - Mannschaft.

Um 10.00 Uhr werden wir abgeholt. Glücklicherweise ist das fehlende Gepäck von Gerd und Andrea noch rechtzeitig nachgeliefert worden. Da alles, was wir nicht benötigen, im Hotel zurückbleibt, geht es in dem Toyota Hiace und dem ähnlichen Nissan-Modell diesmal nicht so drangvoll eng zu. Die Fahrt führt nach Norden aus Nairobi heraus, durch armselige Wohnbezirke und solche, die nur noch als Slums bezeichnet werden können. Der Verkehr in Gegenrichtung ist chaotisch. Die jeweils zwei Fahrspuren in einer Richtung sind durch einen breiten, unbefestigten Mittelstreifen, der aus einer ausgeprägten Mulde besteht, getrennt. Stadteinwärts wird die Fahrbahnkante zum Mittelstreifen zwischen die Räder genommen und so eine dritte Fahrspur aufgemacht, wobei die Autos bisweilen eine abenteuerliche Schräglage einnehmen. Über allem liegt eine unbeschreiblich schlechte Luft. "Benzin wird hier überwiegend in Rauch umgesetzt" meint Helmut treffend, was vor allem auf viele Dieselfahrzeuge zutrifft, deren beim Gasgeben ausgestoßene Rußwolken an flüchtende Tintenfische erinnern.

Mit zunehmender Entfernung von Nairobi normalisiert sich die Lage. Meine Aufmerksamkeit gilt jetzt der ungewohnten Landschaft und der anscheinend typischen kenianischen Straßenrandbauweise: Einfache Steinhäuser in Schuhkartonform mit einem durchgehenden, etwas unterhalb der Dachkante angebrachten Vordach. Sämtliche Beschriftungen auf den Läden sind in Englisch, einladender wirken sie dadurch nicht. Immer wieder höre ich den

Quittungston von Gerds Videokamera. Eine Filmaufnahme ist sicherlich die beste Möglichkeit, den Eindruck einzufangen, den man während der Fahrt hat. Um während gelegentlicher Stops zu fotografieren braucht man hingegen angesichts der vielen Menschen, deren Blicke sich einem sofort zuwenden, ein bisschen Sensationsreportermentalität, die mir fehlt.

Wir verlassen die Asphaltstraße und erreichen in einer zunehmend naturbelassenen Umgebung schließlich die Castle Lodge, eine einfache Unterkunft mit Restaurant, den Ausgangspunkt unserer heutigen Tagesetappe. Auf der Terrasse essen wir zu Mittag, es gibt Chili con Carne. Nach einem kurzen Ausflug zu einem wenige Gehminuten entfernten Wasserfall treffen wir erstmals die Begleitmannschaft. Das Gepäck wird auf die Träger verteilt, wobei keiner mit weniger als 20 kg davonkommen dürfte. Denn neben den Seesäcken der Teilnehmer, die 8 bis 10 kg wiegen, trägt jeder noch Gemeinschaftsausrüstung, beispielsweise also Kochgerät, Zelte oder Proviant.

Obwohl die Träger reichlich beladen sind, empfinde auch ich meinen eigenen Rucksack noch als ziemlich schwer. Irgendwie ist die Liste der Teile, von denen man meint, sie ständig dabei haben zu müssen, noch zu lang. Hinzu kommt, dass ich angesichts der zu erwarteten Nässe des Weges ein zweites Paar Bergschuhe eingepackt habe. Die wiegen sicherlich zwei Kilo, um die ich meinen Rucksack zu Lasten des Trägers erleichtern könnte, wenn der nicht schon durch das Gewicht dieser Schuhe am Limit angelangt wäre. Aber die Erwartung, den Gipfelanstieg mit trockenen Füßen absolvieren zu können, tröstet über das Mehrgewicht hinweg.

Durch lichten Wald führt der Weg meist auf einem kaum benutzten Forstweg in angenehmer Steigung aufwärts. Immer wieder gibt es interessante Pflanzen zu bewundern, die Tierwelt hingegen hält sich weitgehend verborgen.

Als wir gegen 16.30 Uhr unseren Lagerplatz bei den Grundmauern einer alten Forststation erreichen, sind die Zelte schon aufgebaut. Ich brauche also nur noch meine Isoliermatte aus dem Seesack zu holen und schon kann ich auf warmer Unterlage der nächsten Mahlzeit entgegendösen. Doch vorher, just in dem Augenblick, als der Schlaf nach mir greift, ertönt erst einmal der Ruf "It's Tea-Time", woraufhin wir uns zu Tee, Kaffee und Keksen zusammenfinden.

Das Abendessen widerlegt die Ankündigung einfacher, bisweilen eintöniger Mahlzeiten, wie sie in den Hauser-Informationen zu finden war. Die Mannschaft bemüht sich nach Kräften um

unser leibliches Wohl. Wir sitzen an der Peripherie des Küchenzeltes auf dem Boden und lassen uns gebratenen Fisch, Gemüse, Kartoffelbrei und Obstsalat schmecken. Natürlich gibt es hinterher Tee. Dieser sorgt auch dafür, dass ich allnächtlich das Zelt verlassen darf, nicht nur, um den Sternenhimmel zu bewundern.

3. Tag

Sonntag, 6. Oktober 2002

Kamweti Resthouse - Sagana River Camp

Am Morgen ist es wolkig, aber trocken. Und obwohl die Fernsicht gut ist, ist vom Mount Kenia nichts zu sehen. Erst kurz vor unserem Aufbruch reißen die Wolken am Horizont kurz auf und lassen ein paar felsige Zacken ahnen: Trotz der beachtlichen Entfernung hat der Anblick etwas Motivierendes.

Heute ist eine Marschzeit von etwa sechs Stunden vorgesehen. Um viertel nach Acht geht es los. Als ich vor dem Frühstück um den Lagerplatz herumgestromert war, war es mir nicht gelungen, den Beginn des Weiterweges zu entdecken. Was kein Wunder ist, denn der Pfad, den wir jetzt betreten, ist schmal und außerordentlich unauffällig. Bereits nach wenigen Gehminuten befinden wir uns in dichtem Bambuswald, der von allerlei Wildwechsellern durchzogen ist. Von den Elefanten, die für die meisten dieser Schneisen verantwortlich sein dürften, bekommen wir leider nur ihre zahlreichen Hinterlassenschaften - grasige Kugeln von nahezu Volleyballgröße - zu sehen. Bisweilen ist der Weg so zugewachsen, dass Alex, unser Chef-Führer, mit seiner Machete für mehr Bewegungsfreiheit sorgt. Nach vier Stunden ist eine Teepause mit Obst- und Keksimbiss angesagt. Jetzt ist es wieder an der Zeit, die Tablette für die Malaria-Prophylaxe einzunehmen. Ich hatte mich für das sündteure Medikament "Malarone" entschieden, das im Gegensatz zu Lariam als gut verträglich beschrieben worden war und auch in Gebieten mit multiresistenten Erregern noch wirksam sein soll. Nachteilig ist neben dem exorbitanten Preis von Malarone auch der Umstand, dass die Einnahme täglich erfolgen muss. Außerdem soll die Tablette mit einer Hauptmahlzeit eingenommen werden, um die Bereitstellung einer gewissen Fettmenge sicherzustellen, die für die Aufnahme der Wirkstoffkombination durch den Körper erforderlich ist. Da der Fettgehalt von Tee, Obst und Keksen denkbar gering ist, wühle ich jetzt im Rucksack nach meiner Geheimwaffe, die ich mit meiner bisweilen perfektionistischen Gesinnung von zu Hause mitgebracht habe: Eine

lange, dünne französische Salami (Salami "pur porc" von Aldi-Nord) von der ich mir nun ein Stück abschneide und es mit Genuss verzehre.

Der Weg war bisher viel besser gewesen, als erwartet. Helmut hatte angekündigt, der Pfad werde streckenweise extrem nass sein und uns nasse Füße geradezu garantiert.

Glücklicherweise bewahrheitet sich seine Prognose nicht. Offenbar hat es in den letzten Tagen nicht nennenswert geregnet und so lassen sich die Pfützen bisher ohne Verrenkungen umgehen. Bisher.

Den dichten Bambuswald haben wir jetzt hinter uns gelassen. Durch eine unübersichtliche aber sehr schöne Parklandschaft steigen wir weiter auf. Der Weg bietet nun einzelne Stellen, die etwas heikler sind, weil ein Ausrutscher mit einem Schlammbad enden könnte.

Tatsächlich soll beim letzten Mal eine Teilnehmerin ausgerechnet in den tiefsten Schlammfuhl am Wegesrand gefallen sein, eine üble Vorstellung. Auf dem letzten Stück windet sich der Weg, nun wieder in etwas dichterem Wald, hinunter zum Sagana River, unserem Tagesziel. Teilweise ist er beachtlich tief eingeschnitten und am Grund glitschig, was mich immer wieder veranlasst, über diese Stellen fast im Spagat hinwegzuspitzen. Helmut bedient sich ebenfalls dieser Methode, empfindet die Wahl meiner Tritte aber teilweise als abenteuerlich, was ihn zu der Rüge "don't make such things" veranlasst. Mach ich aber doch. Wenig später reißt es ihn wegen eines Reichweitenproblems von den Füßen und er macht einen unfreiwilligen Liegestütz im Hohlweg.

Das wunderschön gelegene Sagana-River Camp erreichen wir um 14.30 Uhr. Der Zeltplatz liegt in einer Schleife des wenige Meter breiten Flusses. Weil die Berge hier ringsum aufsteigen, gibt es keine Fernsicht, gleichwohl ist der Platz malerisch. Wir sind unter uns, was den Erlebniswert noch einmal steigert. Selbst das WC (ohne Wasser) wird eigens angelegt und der Aufstieg zum WC-Hügel mit ein paar Fähnchen markiert.

Der Fluss bietet sogar eine gute Waschgelegenheit. Einige Unentwegte waschen sich trotz des kalten Wassers die Haare und gehen über meine Bewunderung mit der Bemerkung hinweg, so kalt sei es doch gar nicht. Prompt erwacht in mir der Forscherdrang und ich verpacke meinen Super-Armband-Fahrrad-Höhen-Temperatur-Puls-Computer (Ciclomaster HAC 4) in eine Plastiktüte, die ich für 20 Minuten ins Wasser lege. Ergebnis: 10 Grad. Vielleicht nicht so furchtbar kalt, aber bestimmt nicht angenehm.

Der Rest des Nachmittags vergeht so, wie es auch auf den anderen Zeltplätzen werden sollte: Ein Schläfchen im Zelt, Teetrinken, ein paar Fotos machen; anschließend herumstehen, ein

Schwätzchen halten und dabei aufs Abendessen warten. Heute gibt es Tomatensuppe, Lamm, Kraut und Reis, zum Nachtisch Ananas aus der Dose und hinterher natürlich: Tee.

4. Tag

Montag, 7. Oktober 2002

Sagana River Camp - Thego River Camp

Die Sonne scheint! Abmarsch um 8.10 Uhr. Gleich vom Zeltplatz weg geht es recht steil durch stellenweise sehr dichten Bambuswald bergauf. Der Aufstieg ist ungemein reizvoll. Immer wieder erzwingen hübsche Blumen am Wegesrand einen Fotostop. Lichtungen bieten lohnende Ausblicke, wobei über der fernen Wolkendecke mitunter andere Bergmassive sichtbar werden. Nach etwa anderthalb Stunden verliert sich der Wald. Zwischen den kräftigen Büscheln des Tussockgrases, die jetzt die Landschaft beherrschen, steigt der Weg nur noch leicht an. Irgendwann taucht die erste Lobelie auf und zieht unsere Aufmerksamkeit auf sich. Helmut's Hinweis, dass wir davon noch hunderte sehen werden, bleibt wirkungslos. Wieder einmal wird nach Kräften fotografiert. Gegen Mittag überrascht uns nach einer kurzen Steilstufe der bereits fertig hergerichtete Lunchplatz. Der heiße Tee tut gut. Der Himmel hat sich zugezogen, Wolkenfetzen ziehen um uns herum und die Temperatur ist auf 6 Grad gesunken. Nur für kurze Augenblicke hellt es sich beim Weiterweg, der über einen begrasteten Felsrücken führt, auf. Bereits gegen 14.00 Uhr steigen wir von einer weiten Hochfläche zum unscheinbaren Thego River ab, nach dessen Überquerung wir das Lager erreicht haben. Bald setzt Regen ein, der bis 17.30 Uhr anhält. Bei diesen Verhältnissen fällt es schwer, den Schlafsack zur Teestunde zu verlassen. Immer noch plagen mich die Begleiterscheinungen einer von zu Hause mitgebrachten Erkältung: Ich habe Kopfschmerzen, Schmerzen im Oberkiefer und ein schmerzhaftes Ziehen im Nacken. Dazu gesellt sich Halskratzen. Tagsüber beim Wandern ist das alles nicht so wild, doch am Nachmittag setzt sich die Nase zu und auch die auch restlichen Symptome leben wieder auf. Wie an den Vortagen bekämpfe ich die ganze Pest mit Nasenspray, Schleimlöser (Acetylcystein) und Halslutschttabletten (Dorithricin); die vom Nasenspray gestressten Nasenschleimhäute bekommen Nasensalbe. Es wird allmählich Zeit, dass das was hilft.

Schon früh streckt die Nacht ihre kalte Hand nach uns aus und so scharen wir uns schließlich bis zum Abendessen um ein Lagerfeuer, das jedenfalls eine Körperseite wärmt. Das Menü

besteht diesmal aus Ochsenchwanzsuppe, Hähnchen mit Kartoffeln und Gemüse sowie Vanillecreme mit Banane als Nachtisch. Ich kann sogar mit Genuss essen, weil die feuchtwarme Luft im Küchenzelt auf meinen Kopf die befreiende Wirkung eines Dampfbades hat.

Unser Zeltplatz liegt auf etwa 3000 m Höhe. Da wir die nächste Nacht bereits auf über 4200 m verbringen werden, hält Helmut in der abendlichen Runde einen kurzen Vortrag über Akklimatisation und Höhenkrankheit. Mehr vorbeugend, denn bis jetzt scheint niemand Höhenbeschwerden zu haben.

Der Tee nach dem Essen verfehlt auch diesmal seine Wirkung nicht und so kann ich nachts um zwei den bis dahin prächtigsten Sternenhimmel meines Lebens bewundern. Hoch über mir steht der Orion. Es gibt nicht den leisesten Zweifel, wo sich der Orionnebel befindet. Die Milchstraße ist ein eindrucksvoll leuchtendes Band und bis zum Horizont herab lässt die Sternendichte nicht nach. Selten hat es sich so gelohnt, nachts das Zelt verlassen zu müssen.

5. Tag

Dienstag, 8. Oktober 2002

Thego River Camp - Teleki-Hütte

Der verschleierte Morgenhimmel macht wenig Hoffnung auf einen sonnigen Tag. Immerhin ist es trocken. Unser Weg führt durch eine breite, wenig ausgeprägte grasige Mulde und steigt zunächst nur allmählich an. Zahlreiche Lobelien und Senecien säumen nunmehr den Pfad. Bei schönem Wetter muss das hier ein traumhafter Flecken Erde sein, heute allerdings reicht es nur für das Prädikat "lohnend". Ja, lohnend ist auch diese Tagesetappe, auch wenn von unserem Ziel wieder einmal nichts zu sehen ist. Wahrscheinlich würde die Umrandung dieses Hochtals ohnehin einen Blick auf die Gipfelregion verhindern; aber müssen denn die Wolken immer tiefer kommen?

Der gleichmäßige Trott, der nur selten durch Fotostops unterbrochen wird, bietet Gelegenheit zu ausgiebigen Unterhaltungen. Auf diese Weise stellen Gerd und ich fest, dass wir beide elektronischem Spielzeug nicht abgeneigt sind. Zu diesen Spielzeugen zählen auch unsere HAC-Handgelenk-Höhenmesser, die uns verraten, dass wir mittlerweile schon die magische 4000m-Marke überschritten haben. Wie genau die Dinger gehen, weiß allerdings keiner so recht zu sagen, weil wir keine Gelegenheit haben, die Anzeige an vermessenen Punkten

nachzujustieren. Mit einem GPS-Gerät gäbe es dieses Problem nicht, denke ich und bedauere erstmals, dass ich das Ding als unnötigen Ballast zu Hause gelassen habe.

Am Rande des Lake Hoehnel, einem an zwei Seiten von steilen Flanken umgebenen Bergsee rasten wir. Die Stimmung ist nicht schlecht, aber doch ein wenig gedämpft, was auch kein Wunder ist, wenn man im Regen stehend heißen Tee schlürft und ein paar Kekse knabbert. Am morgigen Gipfeltag dürfte das Wetter ruhig ein wenig besser sein, denke ich und bin mit diesem Gedanken wohl nicht allein.

Wenig später überschreiten wir einen wenig ausgeprägten Kamm und wenden uns ostwärts, um in der Südflanke des breiten Teleki-Tals mit wenig Höhenverlust zur Teleki-Hütte zu gelangen. Der Weg ist schmal, nass und glitschig und erfordert erhöhte Aufmerksamkeit. Wer will sich schon auf dem schmierigen Untergrund hinlegen, um hinterher so auszusehen wie seine Schuhe? Die bieten zwar keinen respektablen Anblick mehr, halten aber jedenfalls die Füße noch trocken.

Bei der Ankunft auf der Teleki-Hütte ist es mit den trockenen Füßen nicht mehr ganz so weit her, besorgniserregend ist es allerdings auch nicht. So gut es geht versuchen wir, unsere Regensachen zum Trocknen aufzuhängen. Mit schnellem Erfolg ist allerdings nicht zu rechnen, denn die auf 4250 m gelegene Hütte ist ein unbeheizter Steinbau, in dem die Luftfeuchtigkeit bei dem Dreckwetter nahezu 100% betragen dürfte. Besonders unangenehm ist das für diejenigen von uns, die im Laufe des Tages ihre Handschuhe angezogen hatten und nun versuchen müssen, die Nässe aus ihren Fingerwärmern zu verbannen. Ein wenig Hoffnung verspricht in dieser Hinsicht der Raum, in dem unsere Begleitmannschaft das Essen zubereitet.

Unsere Schlafsäcke breiten wir auf Doppelstockbetten auf, die trotz der kalten Matratzen einen angenehmen Schlaf verheißen. Glücklicherweise ist die Hütte nicht voll belegt, so dass wir ungenutzte Betten für unsere Ausrüstung beschlagnahmen können. Wer nicht in seinen Schlafsack kriecht, sitzt im Aufenthaltsraum und lässt sich mit Tee und Keksen verwöhnen.

Am späteren Nachmittag erhält das Licht, das durch die beschlagenen Scheiben dringt, eine wärmere Farbe. Zögernd reißt es auf und die Sonne lässt sich erstmals blicken. Nach wenigen Minuten ist kaum noch jemand in der Hütte. Im Talschluss schimmern Felswände durch die allmählich weichenden Wolkenreste und schon bald ist der Point John, ein mächtiger, dem Gipfelmassiv westlich vorgelagerter, freistehender Felszahn zu sehen. Es dauert nicht lange, bis auch der Hauptgipfel sichtbar wird. Unser morgiges Ziel verbirgt sich noch hinter einigen

Nebelfetzen, aber was solls. Immerhin werden wir morgen auf den 4883 m hohen Point John hinunterschauen.

Wer nicht damit beschäftigt ist, seine Kleidung zum Trocknen auszubreiten, turnt mehr oder weniger aufgeregt mit der Kamera umher, versucht, seine Eindrücke auf den Film zu bannen oder steht einfach da und genießt den Anblick. Nicht allzu lange freilich, denn noch vor Sonnenuntergang zieht es sich wieder zu und die Abendkühle treibt uns zurück in die Hütte.

Zum Abendessen gibt es eine Cremesuppe und Spaghetti Bolognese. Unmittelbar anschließend packen wir so gut es geht unsere Rucksäcke und legen uns beizeiten schlafen. Ich fühle mich trotz der noch nicht ganz abgeklungenen Erkältung gut und schlafe schnell ein. Gegen Mitternacht wache ich mit unangenehm schmerzdem Nacken auf, auch die Kieferhöhlen tun mir weh. Sobald ich mich aufrichte, geht es mir besser, aber jeder Versuch, eine angenehme Liegeposition zu finden, scheitert. Der Teufel weiß, wo dieser Mist wieder herkommt! Ruhelos wälze ich mich hin und her und schlafe nur noch minutenweise. Kurz nach eins treibt es mich auf die Toilette. Draußen kommt mir Helmut entgegen. Scheiße! entfährt es uns fast gleichzeitig angesichts der nassen Schneeflocken, die vom vollständig bedeckten Himmel fallen. Die Gedanken an den Gipfelaufstieg sind in diesem Augenblick eher düster: Mount Kenia im Nebel. Wenig optimistisch lege ich mich wieder hin und dämmere dem Wecken entgegen.

6. Tag

Mittwoch, 9. Oktober 2002

Mt. Kenia (Pt. Lenana, 4895 m)

2.00 Uhr: Aufstehen! Schlagartig macht sich hektische Aktivität breit. Ein Blick aus der Tür bringt die Erlösung: Es ist sternenklar! Heute kommt wirklich alles in die Seesäcke, was nicht unbedingt benötigt wird. Zum Frühstück gibt es Kekse und Porridge, dazu kleine Müsliziegel. Ich begnüge mich mit einigen Keksen und einer mitgebrachten Fruchtschnitte, die ich, immer noch etwas angeschlagen, in mich hineinwürge. Porridge wäre ja vielleicht ganz nahrhaft, aber schon der Gedanke an diesen bräunlichen Schleim löst fast einen Würgereiz aus.

Aufbruch. Zunächst nur leicht ansteigend folgt der Weg dem nördlichen Talhang nach Osten. Unsere Führer gehen ein angenehmes, nicht allzu langsames Tempo. Beim Kiboaufstieg werde ich diese Gangart im Nachhinein noch besonders zu schätzen wissen. Während des

ganzen Aufstiegs verzichte ich auf Handschuhe. Weil ich keine Stöcke benutze, reicht es aus, die Arme vor der Brust zu verschränken um keine kalten Finger zu kriegen. Meine Ohren hingegen verlangen nach mehr Wärme. Aus im Nachhinein völlig unerfindlichen Erwägungen, hatte ich auf die Mitnahme einer normalen Mütze verzichtet und statt dessen nur Stirnband und Sturmhaube eingepackt. So ziehe ich jetzt die Sturmhaube aus der Anoraktasche um sie im Gehen mühsam unter Stirnband und Stirnlampe zu praktizieren.

Leider bietet sich bei dem kontinuierlichen Aufstieg kaum eine Gelegenheit, den traumhaften Sternenhimmel zu bewundern. Ich nehme mir vor, einmal um eine Pause von vielleicht fünf Minuten zu bitten, in der alle ihre Stirnlampen ausmachen und in Ruhe zum Himmel schauen können. Doch ich komme nicht dazu, mein Vorhaben in die Tat umzusetzen. Eingekeilt in unsere dicht aufgeschlossen gehende Gruppe bietet sich auf dem schmalen Pfad keine Gelegenheit, schnell mal nach vorne zu gelangen um unseren Führern meinen Wunsch vorzutragen.

Mittlerweile, etwa ab 4500 m Höhe, gehen wir über Schnee, der dem ganzen Unternehmen einen hochalpinen Touch gibt. Der steiler werdende Weg wendet sich jetzt in eine mehr südliche Richtung und weicht auf diese Weise dem Hauptmassiv aus. Zaghafte wird der Himmel im Osten ein klein wenig heller. Erste Konturen der Bergumrahmung werden erkennbar. Kurz vor Sonnenaufgang erreichen wir die Austrian Hut, die wider Erwarten verschlossen ist. Wir hätten aber ohnehin nur aus Neugier mal hineingeschaut, denn der der Sonnenaufgang zieht uns so sehr in seinen Bann, dass Helmut's Aufforderung, wieder weiter zu gehen, fast schon störend ist. Von der Austrian Hut zieht ein zunächst breiter Rücken zum Point Lenana. Dieser Rücken wird bald schmaler und steiler, ist aber problemlos zu begehen. Weiter oben bleibt man auf der nördlichen (schattigen) Seite des Grates. Erst in Gipfelnähe gibt es schließlich ein paar Meter mit unschwieriger Blockklettere. Endlich bekommt man auf dieser Riesenwanderung einmal Fels in die Finger.

Mit dem Betreten der Gipfelkuppe gelangen wir schlagartig vom Reich des Schattens in die Welt des Lichts. Die Sonne scheint von einem makellos blauen Himmel. Blendend gelaunt genieße ich den fabelhaften Ausblick, den man sich kaum schöner wünschen könnte. Im Norden lässt die kühne Gestalt des nahen Hauptgipfels keinen Zweifel daran, dass es sich hier nicht um einen Wanderberg handelt. In den anderen Himmelsrichtungen geht der Blick fast ungehindert in die Ferne, wo eine geschlossene Wolkendecke an das Bergmassiv brandet. Eher ernüchternd ist da schon Helmut's Hinweis, dass wir heute noch bis zum Rand dieser

Wolkendecke absteigen müssen. Einer meint daraufhin, dann könne man nur hoffen, dass die Wolkendecke noch steigt. Früher als mir lieb ist, drängt er dann auch wieder zum Abstieg, dessen Dauer er mit nicht weniger als sechs Stunden veranschlagt. Aber auch dieser Abstieg belohnt einen zunächst mit grandiosen Landschaftseindrücken. Riesensencien im Schnee vor einer wilden Bergkulisse, reizvolle Wiesenlandschaften mit kleinen Seen, ein mächtiger Canyon.

Zwei Stunden vielleicht, vielleicht aber auch weniger, ist uns die Sonne noch treu. Unsere Mittagsrast findet bereits bei bedecktem Himmel statt. Mein Appetit ist mäßig, wie die meisten von uns lungere ich etwas ermattet herum. So wird der weitere Abstieg eher monoton, bis wir nach weiteren drei Stunden im Regen unseren Zeltplatz auf etwa 3300 m erreichen. Kurz darauf döse ich im Schlafsack zufrieden vor mich hin. Später gibt es wie üblich Tee. Mit dem Abendessen kann sich der Koch ausnahmsweise keine Anerkennung verdienen. Das Rindfleisch ist so zäh, dass es den heutigen Abstieg als Schuhsohle fraglos überstanden hätte. Aber das sind Kleinigkeiten, die die Freude über das Erreichen unseres ersten Gipfelziels nicht schmälern können.

7. Tag

Donnerstag, 10. Oktober 2002

Mt. Kenia Nationalpark - Lake Elementaita Lodge

In der Morgensonne des nächsten Tages sehen wir in der Ferne nochmals das Gipfelmassiv des Mt. Kenia. Heute wartet nur ein gemütlicher Abstieg zum Osteingang des Nationalparks, dem Chogoria Gate, auf uns. Dort sollen wir von Landrovern abgeholt und über eine mehr als zwanzig Kilometer lange Forststraße zurück in besiedeltes Gebiet gebracht werden. Am Parkeingang erfährt Helmut allerdings, dass die Regenfälle der letzten Tage auch auf dem Forstweg ihre Spuren hinterlassen haben. Schließlich steht fest, dass die Landrover nicht die ganze Strecke zum Parkeingang fahren konnten. Wir müssen ihnen ein unbestimmtes Stück entgegen gehen. Anfangs ist der Weg unauffällig, aber schon bald lassen ihn mächtige Schlammlöcher tatsächlich als unbefahrbar erscheinen. Nach etwa einer Stunde, die wieder überwiegend durch Bambuswald führt, treffen wir auf den Wagen, der es am weitesten geschafft hat. Wer will, kann hier sein Gepäck aufladen, aber anscheinend bin ich nicht der einzige, der fürchtet, sein Rucksack könne unterwegs samt Auto für immer im Schlamm

versinken. So wirft am Ende nur Helmut, der Abgebrühte, mit leichtem Kopfschütteln seine Traglast auf die Ladefläche.

Es dauert nicht mehr lange, bis wir bei den restlichen Landrovern ankommen. Ich habe Glück und kann einen Platz neben dem Fahrer ergattern. Die folgende Fahrt rückt meine Vorstellung von befahrbaren Straßen gründlich zurecht. Mit bewundernswerter Routine manövriert unser Chauffeur den betagten Geländewagen durch tiefen Matsch und abgründige Pfützen, in denen man, wie es Helmut einmal formulierte, Kühlschränke versenken könnte. Die Schräglage der Autos ist bisweilen furchteinflößend, doch Wolfgang, selbst Besitzer eines Landrovers, weiß zu beruhigen: "Das ist halb so wild, nur der Aufbau neigt sich so stark, nicht aber das Fahrgestell." Das ändert nichts daran, dass ich trotz meiner bevorzugten Sitzposition kaum zum Fotografieren komme, weil ich mich die meiste Zeit mehr oder weniger krampfhaft festhalte. "Wolfgang, sag mal was beruhigendes" höre ich ein weibliches Mitglied der Gruppe an einer besonders heiklen Stelle sagen. "Wenn er kippt, dann kippt er ganz langsam" lautet die fachmännische Auskunft. Kaum zu glauben, aber er kippt nicht.

Bei dem Wagen vor uns reißt eine der auf den Hinterrädern montierten Schneeketten - oder sollte man hier besser von Schlammketten sprechen? - was uns eine Pause verschafft. Schließlich erreichen wir gegen Mittag einen Sportplatz, wo die bereits wartenden Toyota-Busse eine komfortable Weiterfahrt versprechen. Auf dieser Wiese ist für unsere Begleitmannschaft die Tour zu Ende und so erlebe ich zum ersten Mal in diesem Urlaub die Verabschiedungszeremonie. Führer, Köche und Träger stellen sich unter Beachtung der Hierarchie in einer langen Reihe auf und hören sich Helmut's Dankesrede an. Helmut hatte Alex, den Chef-Führer bereits darauf vorbereitet, dass es diesmal keine Verlosung von Ausrüstungsgegenständen geben würde, weil die Teilnehmer einfach nicht für zwei Verlosungen Sachen mitbringen konnten und so werden im Anschluss daran nur noch die eingesammelten Trinkgelder verteilt, die ich den Leuten von Herzen gönne. Zum Abschluss folgt eine ausgiebige Händeschüttellei, die vielleicht auch entbehrlich wäre. Aber was solls. Bisher hat alles prima geklappt und nur wer als notorischer Nörgler durchs Leben geht, wird etwas zu meckern haben. Ich jedenfalls bin zufrieden und freue mich auf die Weiterfahrt zur Lodge. Dabei werde ich ausgiebig Gelegenheit haben, diese Freude zu genießen, denn die Meru-Lodge, das früher von hier anvisierte Ziel, ist leider abgebrannt und so müssen wir uns mit etwa sechs Stunden Autofahrt, südlich am Massiv des Mount Kenia vorbei zum Lake Nakuru abfinden.

Die Autofahrt zieht sich dahin. Ich hänge meinen Gedanken nach, lasse das kenianische Hochland an mir vorüberziehen. Es ist allemal interessanter, als über die Autobahn vom Ruhrgebiet nach München zu fahren.

Bei den Thompson Falls gibt es einen Zwischenhalt. Ein beachtlicher Wasserfall, der ziemlich beeindruckend wäre, wenn er nach einem letzten Hieb mit der Machete überraschend im Urwald vor uns auftauchte. Leider mindern hier, wie woanders auch, zahlreiche Andenkenbuden den Erlebniswert. Zu allem Überfluss umzingeln die Souvenirverkäuferinnen die Aussichtsplattform und versuchen uns in ihre Läden zu locken. "First you see the falls, then you visit my shop!" Das ist ziemlich lästig und so bin ich schließlich froh, wieder im Auto zu sitzen.

Endlich kommen wir in der Abenddämmerung an der 'Lake Elementaita Lodge', unweit des Nakuru Nationalparks, an. Dienstbare Geister schaffen unser Gepäck in die Quartiere und schon bald rauscht die Dusche. Zum ersten Mal in meinem Leben bin ich in so einer Lodge und staune über den an Luxus grenzenden Komfort, der einen hier umgibt. Der Gedanke, dass nur wenige auserwählte Einheimische in der Lage sein dürften, sich einen Aufenthalt in einem derartigen Quartier zu leisten, drängt sich unweigerlich auf. Dennoch: Nach den Tagen im Zelt ist es einfach schön, es sich mal wieder so richtig gut gehen zu lassen. Dummerweise war ich zu bequem gewesen, mir das Detailprogramm ganz genau anzusehen. Sonst wäre mir ja wohl aufgefallen, das ich erst am folgenden Abend wieder in Nairobi und bei meinem dort zurückgelassenen Gepäck sein würde. So laufe ich hier als einziger mit einer versifften Trekkinghose herum, was mich doch ziemlich stört.

Beim Abendessen kann man sich am reichhaltigen Buffet bedienen. Ich laufe mit meinem Teller suchend umher und versuche zu ergründen, was denn da in den verschiedenen Terrinen warmgehalten wird. Eine freundliche Angestellte fragt "Want some of our homemade blablabla?" (blablabla steht für ein Wort, das ich nicht verstehe), was ich bejahe. So bekomme ich eine Art Eintopf, der an eine Gulaschsuppe erinnert. Der Geschmack ist würzig, das Gefühl beim Kauen bisweilen ungewohnt. Wolfgang hat den Eintopf auch probiert und berichtet, dass es sich um Lamminnereien handelt. Muss man auch mal probiert haben denke ich und esse den Teller leer. Zum Abschluss nehme ich gebratenen Fisch.

8. Tag

Freitag, 11. Oktober 2002

Lake Nakuru Nationalpark

Um 7.30 Uhr gehe ich durch den üppig mit Blumen bepflanzten Garten der Lodge zum Hauptgebäude um zu frühstücken. Am Empfang treffe ich den Manager, der mich freundlich begrüßt, von dem ich mich aber gleichwohl wegen meiner unansehnlichen Hose beobachtet fühle. Mit seiner korpulenten Gestalt erinnert er mich an Mr. Kananga, den schwarzen Bösewicht in dem James-Bond-Film „Leben und Sterben lassen“. Ich nutze die Gelegenheit, ihn zu fragen, ob die Möglichkeit besteht, von hier aus nach Hause zu telefonieren. Immerhin hatte ich versprochen, wenn möglich einmal von mir hören zu lassen. Bereits an der Rezeption des Hotels in Nairobi hatte ich erfahren, dass internationale Telefonate hier ein ruinöses Vergnügen sein können. Hier ist der Aderlass noch schrecklicher: Für die ersten drei Minuten soll ich fast 20 US\$ hinlegen, also ungefähr den Wochenlohn eines Trägers. Trotzdem lasse ich mich auf den Wahnsinn ein und kann nach kurzer Wartezeit ein offenbar handvermitteltes Gespräch beginnen. Die hörbare Freude am anderen Ende der Leitung entschädigt mich für die schmerzliche Einbuße. Ich versuche, mich kurz zu fassen, muss am Ende aber doch knapp über 20 US\$ zahlen. Mr. 'Kananga' ist noch freundlicher als zuvor.

Gegen 8.00 Uhr brechen wir zum Nakuru Nationalpark auf, der für seine Flamingokolonie berühmt ist. In Nakuru, einer der größeren Städte des Landes, tanken wir an einer Shell-Station, die einen Vergleich mit einer modernen Tankstelle in Deutschland nicht zu scheuen braucht. Selbstbedienung ist allerdings ausgeschlossen, denn die Personalkosten sind in Kenia gering. Sehr gering offenbar, denn es wimmelt nur so Bediensteten: Der erste weist einem die richtige Tankgasse zu, der zweite, kaum weniger von seiner Wichtigkeit überzeugt, dirigiert die Wagen so punktgenau zu einer Zapfsäule, als gelte es den Wagen auf einer ausgebuchten Fähre unterzubringen. Natürlich hat jede Tankgasse ihren Zapfsäuleneinweiser. Genau kann ich mich nicht mehr erinnern, aber ich meine, dass das Betanken von einem weiteren Angestellten erledigt wurde. Die Vergleichsmöglichkeit mit Deutschland bleibt allerdings auf das Äußere der Tankstelle beschränkt. Denn über die breite Straße hinweg geht der Blick zu umzäunten oder von glasscherbenbewehrten Mauern umgebenen Anwesen, was vermuten lässt, dass Kriminalität nicht allein in Nairobi ein Problem ist.

Auf der Weiterfahrt verfliegen diese Gedanken schnell. Bald ist der Nationalpark erreicht, in dem schon nach kurzer Fahrt die Silhouette eines Nashorns im Gegenlicht auftaucht. Die

Hubdächer der Toyota-Busse sind jetzt ausgefahren, was das Fotografieren erleichtert, auch wenn für die Größe dieses Gucklochs eigentlich zu viele Personen in dem Auto sind. Meine maximale Brennweite von 105mm ist aber ohnehin für viele Aufnahmen zu kurz, weshalb ich häufiger sitzen bleibe und die Tierwelt ohne Fotostress bewundere. Verglichen mit den mir verhassten Zoobesuchen ist so ein Safaritag ein wirklich lohnendes Erlebnis, das man sich nicht entgehen lassen sollte. Zwischendurch können wir am Seeufer aussteigen und ein wenig zu Fuß umherstromern. Der fast schwarze, mit verstreuten Pfützen bedeckte Boden erinnert an eine Wattfläche. Einen scharfen Kontrast hierzu bilden dichte Ansammlungen verwesender Flamingofedern, die sich wie Inseln in Ufernähe ansammeln. Unseren Annäherungsversuchen begegnen die Flamingoscharen allerdings mit einem kontrollierten Rückzug und so bin ich froh, als mir Kurt einmal sein 300er für ein Foto leiht.

Die Weiterfahrt ist kurzweilig und bietet einen schönen Ausschnitt aus der afrikanischen Tierwelt: Wasserbüffel, Antilopen und ähnliche Tiere verschiedener Größen, buntgefiederte Vögel, Giraffen und natürlich Zebras. Anders als der Amboseli-Nationalpark, dessen Besuch uns noch bevorsteht, weist dieser Park einen reichen Baumbestand auf und wirkt erfrischend grün. Oberhalb einer langgestreckten Felswand, die sich wohl prima als Klettergarten eignen würde, bietet sich uns ein schöner Ausblick auf die Umgebung.

Auf einer schattigen Terrasse der schön gelegenen Nakuru-Lodge genießen wir zum Abschluss ein hervorragendes Mittagessen. Die Organisation der Reise ist wirklich ausgezeichnet.

Anschließend geht es, zum Teil auf erbärmlichen Straßen, zum Lake Naivasha östlich des Parks. Für einige extra-Dollar machen wir hier eine einstündige Bootsfahrt, die uns ziemlich nahe an eine Gruppe von Flußpferden heranführt. Um 17.00 Uhr ist dieser Ausflug leider vorbei und die lästige Fahrt nach Nairobi beginnt. Erneut erweisen sich unsere Fahrer Chris und Peter als routinierte, sicherheitsbewusste Wagenlenker, die insbesondere die zahlreichen Überholmanöver absolvieren, ohne dass es mir unbehaglich wird. Immer wieder gilt es, entsetzlich qualmende Lkws hinter sich zu lassen, so oft, dass ich anfangs, im Kopf eine Stinker-Hitliste aufzustellen. Ein Halt am Rift-Valley-Overlook, lohnend, aber wieder mit Andenkenbuden im Nacken, lässt wieder einige der Dreckschleudern vorbeiziehen. Bei Anbruch der Dunkelheit führt Isuzu mit weitem Abstand meine Hitliste an, mehr Qualm geht nimmer!

Endlich kommen wir im Dunkeln gegen 19.15 Uhr in Nairobi an. Ich nehme meinen zweiten Seesack in Empfang und kann endlich frische Bekleidung herauskramen. Noch vor dem Essen fange ich an, für die Weiterfahrt am nächsten Morgen zu packen. Das ist - wie immer - ätzend. Zum Abendessen können wir aus einer Reihe von Menüs auswählen. Ich lande einen Volltreffer und bin blendend gelaunt. Das Bier schmeckt ebenfalls. Helmut erzählt ein wenig darüber, wie er Anfang der 80er Jahre Afrika auf eigene Faust mit dem Landrover bereist hat, Geschichten, die stellenweise aus einem Abenteuer-Roman stammen könnten. Meine eigene Unternehmungslust, die sich in der Teilnahme an dieser Reise äußert, nimmt sich dagegen sehr bescheiden aus.

9. Tag

Samstag, 12. Oktober 2002

Nairobi - Loitokitok

Allmählich drehen sich meine Gedanken wieder öfter um den Kilimandscharo. Heute fahren wir nach Loitokitok an der tansanischen Grenze, anschließend folgt ein Tag Safari im Amboseli-Nationalpark und dann endlich geht es los.

Um 10.00 Uhr füllt unser Gepäck die Empfangshalle des Hotels. Dieser Berg hat derartige Ausmaße, dass wir uns fragen, wie außer uns selbst noch diese Anhäufung von Seesäcken in den Toyota-Bussen verschwinden soll. Chris und Peter geben sich gelassen und bleiben Herren der Lage. "Nichts ist unmöglich".

Nach einer kurzen Stadtrundfahrt durch Nairobi geht es zunächst ostwärts auf einer Asphaltstraße Richtung Mombasa, die wir schließlich nach Süden verlassen, um auf einer Staubpiste weiterzufahren. Wenige Minuten nach dem Abzweig gibt es eine Mittagsrast. Wir halten an einem Andenkenladen, neben dem sich eine improvisierte, mit farbigen Planen vor Wind geschützte Sitzgelegenheit befindet. Hier verzehren wir unsere Lunchpakete.

Neben dem Laden lehnt ein typisch kenianisches Fahrrad, das einem Hollandrad nicht unähnlich ist. Der Besitzer bietet mir eine Probefahrt an und schleppt mich anschließend in den Souvenirladen ab. Da ich meiner Familie ohnehin ein paar Kleinigkeiten mitbringen möchte, nehme ich die Einkaufsgelegenheit wahr obwohl ich bereits gelesen hatte, dass man alles, und dazu noch billiger, auch am Flughafen bekommt. Der Verkäufer weicht mir nicht von der Seite. Angelegentlich erkundigt er sich nach meinem Familienstand und macht mir

Vorschläge, was meinen Lieben wohl Freude bereiten könnte. Fragen nach den Preisen der Artikel weicht er konsequent aus: "You see what you want, then I'll make you a price." So suche ich mir schließlich zwei kleine, geschnitzte Holzmasken aus, zwei hübsch bemalte Beton- oder Gipseier (natürlich soll es sich um Lavagestein vom Kilimandscharo handeln) sowie eine kleine bemalte Schale aus eben diesem Material. Nun ist die Beantwortung der Preisfrage unausweichlich. Schweigend malt der Verkäufer die Zahl 125 auf ein Blatt Packpapier und korrigiert meine provozierende Vermutung, es solle sich hierbei um Kenia-Schilling handeln, lachend dahingehend, dass er 125 Dollar meine. Jetzt lache ich und biete ihm 20 Dollar. Das ist natürlich unklug, weil ich mich jetzt mit jedem kleinen Entgegenkommen von dem Preis, den ich gerade noch für angemessen halte, entferne. Am Ende einigen wir uns nach zähem Ringen auf 35 Dollar, was sehr zur Zufriedenheit meines Verkäufers gewesen sein dürfte. Ich tröste mich damit, das mir die Andenken gefallen und das Preis-Leistungsverhältnis allemal weitaus besser ist, als beim Telefonieren.

Die nach Süden führende Staubpiste wird immer schlechter. Eine Stunde lang ist es ja ganz abenteuerlich auf so einer Straße zu fahren aber dann hängt es einem nur noch zum Hals raus. Bisweilen müssen unsere Fahrer in ausgedehnten Schlangenlinien um die größten Unebenheiten herumkurven, was aber auf der kaum befahrenen Marterstrecke keine Probleme macht. Eine Reifenpanne verschafft uns eine Pause. Den Wagenheber ist im anderen Wagen, der wegen des Staubes ein Stück weit vorausgefahren ist. "I have a flat tire" teilt ihm unser Fahrer über Funk mit und kurz darauf ist der Wagenheber da. Gegen 16.30 Uhr erreichen wir endlich das Gästehaus von Kibo-Slopes Safaris in Loitokitok. Jeweils zwei spartanisch eingerichtete Doppelzimmer teilen sich hier eine Nasszelle und einen ebenfalls sehr schlichten Wohnraum. Über den Betten hängen Moskitonetze, nur nicht über meinem. So habe ich endlich Gelegenheit mein eigenes, mühsam imprägniertes Moskitonetz anzubringen, was ich aber auf später vertage. Denn die Nachmittagssonne lädt dazu ein, sich vor die Tür zu setzen, Kaffee zu trinken und ein paar Kekse oder Bananen zu essen. Zum ersten und einzigen Mal auf dieser Tour haben wir hier Gelegenheit hier bei schönem Wetter einfach ein wenig herumzuhängen, zu plaudern oder zu dösen.

Nach dem - gewohnt guten - Abendessen bleiben wir nicht mehr lange auf, denn ein zeitiger Aufbruch zum Amboseli-Nationalpark ist angesagt.

10. Tag

Samstag, 13. Oktober 2002

Amboseli Nationalpark

Um 7.00 Uhr brechen wir zum Amboseli-Nationalpark auf. Bis wir dort sind, werden wir fast zwei Stunden auf einer Piste durchgerüttelt, die den Namen Straße nicht verdient. Leider setzt die Wolkenbildung am Kilimandscharo bereits gegen 8.30 Uhr ein, so dass wir das klassische Fotomotiv "Elefant vor Kibo" gleich abschreiben können.

Der Amboseli-Nationalpark ist eine riesige, in ihrem zentralen Bereich fast baumlose Staubschüssel. Die Einöde wird von einzelnen, wasserreichen Sumpfgebieten, den Swamps, die von ganzen Elefantenfamilien zur Abkühlung benutzt wird, unterbrochen. Auch sonst gibt es etliche Tiere zu sehen. Der Anblick von Löwen, anderen Großkatzen und Nashörnern bleibt uns allerdings versagt. Über dem trockenen Boden bilden sich schon am Vormittag Luftwirbel, die markante, hier als "Dust Devils" bekannte Staubfahnen in die Höhe ziehen.

Nach dem Mittagessen in der noblen Serena-Lodge besucht gut die Hälfte unserer Gruppe ein Massaidorf, das sich ganz dem Tourismus verschrieben hat. Der Eintrittspreis von 10 Dollar schließt die Fotografiererlaubnis ein. Ich ziehe es vor, noch ein wenig im Park herumzufahren. Ein etwas höher gelegener Aussichtspunkt bietet endlich einmal Gelegenheit auszusteigen und umherzulaufen, was hier ansonsten verboten ist. Immer häufiger ziehen Dust Devils über die staubige Ebene, mitunter drei auf einmal. Für mich ist der Amboseli N.P. kein Ort, der zum Verweilen einlädt. Eine Safariwoche, in der man immer nur im Auto herumkutschiert wird, würde mich am Ende wohl genauso unruhig machen, wie ein Strandurlaub, der sich auf das Herumlungern am Wasser beschränkt. So verläuft der Nachmittag ruhig und ohne Höhepunkte.

Um 18.00 Uhr sind wir wieder am Gästehaus und fangen an, unser Gepäck für den Kibo zu richten. Zu allem Überfluss sind noch Formulare für die Grenzabfertigung auszufüllen, was die Prozedur am nächsten Tag beschleunigen soll. Obwohl die Bürokratie also auch hier prächtig gedeiht, sei immerhin darauf hingewiesen, dass die Formulare, die man auf einem Flug in die USA in Hand gedrückt bekommt, noch mehr dumme Fragen enthalten.

11. Tag

Montag, 14. Oktober 2002

Aufstieg zum Simba Camp

Nach dem Frühstück kontrolliere ich meine Seesäcke zum letzten Mal. Einer wird direkt nach Tansania gebracht werden, der andere ist für die Träger bestimmt und darf nicht mehr als 10 kg wiegen. Zwei Frauen überprüfen noch am Gästehaus das Gewicht des Gepäcks mit einer Federwaage. Auspacken muss keiner was, andererseits wiegt aber auch kaum ein Seesack nennenswert unter 10kg.

Um 8.45 Uhr brechen wir nach Rongai auf, das unmittelbar hinter der Grenze in Tansania liegt. Die Straße ist unbefestigt, schmal und kurvig und oft zentimeterhoch mit staubfeiner Erde bedeckt. Stellenweise ist diese an eine Schmuggleroute erinnernde Nebenstrecke so steil, dass die Wagen bei Nässe wohl kaum eine Chance hätten, die Steigung zu bewältigen. Rongai ist ein unscheinbarer Grenzort, in dem der Hund begraben ist. Den Grenzposten findet man nur, wenn man weiß, in welcher Hütte er sich verbirgt. Etwa eine halbe Stunde benötigt der Grenzer, um die Pässe durchzusehen und abzustempeln, wir können derweil bei den Wagen bleiben.

Nur wenige Autominuten weiter erreichen wir den Ausgangspunkt für unsere Kibo-Besteigung. Wieder bildet eine unscheinbare Bretterbude den Außenposten einer bürokratischen Organisation, in diesem Fall der Nationalparkverwaltung. Hier muss jeder seine persönlichen Angaben in eine Liste eintragen, Angaben, zu denen natürlich einmal mehr die Reisepassnummer gehört. Für eine weitere Afrika-Reise sollte man sich die zehn Ziffern auf den Unterarm tätowieren lassen!

Unsere Begleitmannschaft besteht aus über 30 Leuten, deren Ältester mit 67 Jahren unser Führer William ist. Nachdem am Mount Kenia der weitaus jüngere Alex meine diffusen Vorstellungen von einem afrikanischen Bergführer geformt hatte, habe ich jetzt einige Schwierigkeiten, in dem hageren, alten William, der sich liebend gerne fotografieren lässt, den Mann zu sehen, der uns zum Uhuru-Peak führen soll. Aber ich habe ja mehrere Tage Zeit, mich an diese Vorstellung zu gewöhnen. William wird bei seiner Aufgabe von drei Assistant-Guides unterstützt, die alle einen sympathischen Eindruck machen.

Mit dem Ruf "Follow William" gibt Helmut um 10.20 Uhr das Signal zum Aufbruch. Das erste Stück des Weges führt an Feldern vorbei, an deren Rändern verstreut unglaublich

armselige Behausungen stehen. Anscheinend ist man hier dabei, die Nordroute auf den Berg, die auch im Hauser-Prospekt nur als "Rongai-Route" bezeichnet wird, touristisch aufzuwerten. Es gibt Hinweisschilder und Wegweiser, die offensichtlich ziemlich neu sind und unseren Anstieg als "Nalemoru-Route" ausweisen. Während der ersten Stunde gibt es Staub ohne Ende, was sich erst beim Erreichen des nur sehr schmalen Waldgürtels bessert, der hier im Norden den Kilimandscharo umsäumt. Im Gegensatz zum Staub scheint Wasser allerdings Mangelware zu sein. Erst nach etwas mehr als drei Stunden überqueren wir ein bescheidenes Rinnsaal, dessen Bachbett von wasserreicheren (Jahres-)zeiten zeugt, die Helmut, wie er erzählt, hier auch schon erlebt hat.

Unmittelbar darauf erreichen wir um 13.30 Uhr das Simba-Camp (ca. 2.830 m), einen von niedrigen Büschen umstandenen Zeltplatz, der einen freien Blick auf Kibo und Mawenzi bietet. Nur als ganz schmaler, fast enttäuschend schmaler Saum am Kraterrand zeigt sich von hier aus die Vergletscherung des Gipfels, ansonsten ist der Berg völlig schneefrei. Das sonnige milde Wetter lädt zum Verweilen im Freien ein. Leider ist es keine gute Idee, unter der Äquatorsonne ein Nickerchen auf dem Boden zu machen, denn das hier ursprünglich vorhandene Gras ist weitgehend dem erdig-staubigen Untergrund gewichen, der uns schon auf dem Weg hierher begleitet hat.

Die Zeltreißverschlüsse machen bei unserem Zelt einigen Ärger. Sie sind hakelig, nur mit heftigem Gezerre zu betätigen und schließen unzuverlässig. Obwohl es sich um die gleichen Zeltmodelle wie auf der Mount Kenia - Etappe handelt, sind diese hier, und ganz besonders unseres, in einem schlechteren Zustand, was auch an den staubigen Einsatzorten liegen mag. Irgendwann am Nachmittag kreuzt ein Bediensteter der Nationalparkverwaltung auf, der eine Liste aller Teilnehmer und natürlich - ihrer Reisepassnummern aufstellt. Die Aktion dauert nicht lange, denn niemand muss das Küchenzelt verlassen, um die begehrte Ziffernfolge nachzuschlagen. Bald schon kann der Mann, mit einigen Phantasiezahlen auf seiner Liste, das Lager wieder verlassen.

Die Teestunde können wir an einem Tisch im Freien verbringen. Eingedenk des Hinweises, keinesfalls weniger als vier Liter pro Tag zu trinken, kippe ich einen Becher Tee nach dem anderen mich hinein. Beim Abendessen werde ich dafür um so zurückhaltender sein, schließlich ist ein ungestörter Nachtschlaf ein kostbares Gut. Gegen 18.00 Uhr rücken wir in das Küchenzelt ein. Ich nehme dankbar zur Kenntnis, dass wir nicht am Boden sitzen müssen, sondern auf Klapphockern Platz finden, die die Mannschaft mitgeschleppt hat. Eine blendende

Idee, die die Kenianer übernehmen sollten. Wir lassen uns Champignoncremesuppe und gebackenes Fischfilet mit Mangold schmecken

Zeitig suche ich meinen Schlafsack auf.

12. Tag

Dienstag, 15. Oktober 2002

Simba Camp - 3. Höhle

Der Tag beginnt mit einem strahlend schönen Morgen, dessen klare Luft den Kibo näher rücken lässt. Frühstück 7.30 Uhr, Abmarsch 8.10 Uhr. Gemächlich, aber nicht unangenehm langsam, laufen wir durch Busch- und Heideland unserem Ziel entgegen. Schon bald ist von dem Rinnsaal, das uns am Zeltplatz mit Wasser versorgte, nur noch das ausgetrocknete Bachbett übrig.

Die Nordflanke des Kilimandscharo-Massivs kann zwar nicht mit spektakulären Landschaftseindrücken aufwarten, ist aber trotzdem reizvoll. Peter Rotter bezeichnet die Rongai-Route in seinem Standardwerk "Kilimanjaro - Tanzania" zwar als im Vergleich zur Marangu-Route "eintöniger bezüglich Flora und Landschaft", trotzdem sollte niemand diese Äußerung überbewerten und aus diesem Grund auf den Nordanstieg verzichten. Schon der Umstand, dass man hier praktisch allein unterwegs ist, kann rückblickend gar nicht hoch genug bewertet werden, auch wenn einem dieser Anmarschweg die klassischen Postkartenanblicke vorenthält. Hinzu kommt, dass der Erlebniswert der Zeltübernachtungen hier nicht von der Geschäftigkeit eines benachbarten Hüttendorfes in Mitleidenschaft gezogen wird. Schönheitskönigin der Kibo-Anstiege dürfte freilich die wohl ebenfalls nicht überfüllte Machame-Route sein. Dort eröffnet sich dem Bergerfahrenen - je nach Angebot des Veranstalters - zudem die Möglichkeit, den Gipfel über die ernstzunehmend felsige, alpinistisch attraktive Western Breach-Variante zu erreichen. Leider fanden wir bei unserer Planung kein Angebot, das die Mount Kenia-Tour mit einer Kibo-Besteigung auf der Machame-Route kombinierte.

Gegen 12.30 Uhr legen wir bei der 2. Höhle (ca. 3.450 m) eine ausgiebige Rast ein. Wieder einmal hat es sich zugezogen. Das weniger freundliche Wetter dämpft den Tatendrang und so lungern wir bis zum warmen Mittagessen mehr oder weniger tatenlos in der Nähe der Höhle, bei der es sich, wie bei den anderen Höhlen, um eine eingebrochene Gasblase in der erstarrten

Lava handelt, herum. Nach einer knappen Stunde geht es weiter zum Camp bei der 3. Höhle, die wir um kurz vor halb vier erreichen. Wieder gibt es Ärger mit dem Zelt.

Eine Wasserstelle ist weit und breit nicht zu sehen. Da die Hauptwasserstelle versiegt ist, muss das kostbare Nass nun mühsam herangeschafft werden. Auf Helmut's Frage, ob es ein Wasser-Problem gebe, antwortet Goodluck, einer der Assistant Guides: "Yes, but don't worry". Doch seine besorgte Miene spiegelt auch meine Gedanken wider. Tatsächlich muss von nun an der gesamte Wasservorrat bis zum Erreichen der Kibo-Hütte am übernächsten Tag mitgeführt werden.

Am Abend klart es auf.

13. Tag

Mittwoch, 16. Oktober 2002

3. Höhle - School Hut

Bereits am sonnigen Morgenhimmel zeigen sich ein paar hohe Schleierwolken. Helmut ahnt, dass die nichts Gutes verheißen und drängt zu raschem Aufbruch. Trotzdem wird es 8.45 Uhr bis wir wegkommen. Schon bald bilden sich größere Wolken und bereits um 11.00 Uhr hat es sich nachhaltig eingetrübt. Umgeben von Nebelfetzen laufen wir schweigend durch die mittlerweile völlig vegetationslose Fels- und Schuttlandschaft. Schließlich gibt es Graupelschauer, Schneeregen und leichten Schneefall. Beim Schreiben dieser Zeilen weiß ich nicht mehr, warum ich nicht das Regencap übergestülpt habe, mag sein, dass ich einfach zu faul war, vielleicht befand es sich aber auch gut verpackt im Seesack, den der Träger schleppte. Die zu Hause sorgfältig auf Rucksack und Anorak aufgesprühte Imprägnierung versagt jedenfalls kläglich; bei der Ankunft in der School Hut sind die Klamotten nass.

Die auf 4750 m Höhe gelegene School Hut ist ein fensterloser, kalter Blechbau. Ursprünglich wohl unter Mitwirkung von Hauser Exkursionen errichtet, befindet sie sich jetzt im Besitz der Nationalparkverwaltung. An einen Vorraum, in dem sich die Begleitmannschaft aufhält und kocht, schließt sich der eigentliche Aufenthaltsraum an, in dem sich ein Tisch und die doppelstöckigen Matratzenlager befinden. Helmut ist etwas missgestimmt. Wohl zu Recht sieht er in unserem späten Aufbruch und in unnötig langen Pausen die Ursache dafür, dass wir in das Dreckwetter geraten und hier durchnässt angekommen sind. Er bittet nachdrücklich darum, keine feuchten Sachen auf die Matratzen zu legen, denn die würden bei den

derzeitigen Verhältnissen nicht den Hauch einer Chance haben, zu trocknen, bevor der Schimmel über sie herfällt.

Das Wetter bleibt schlecht. Schnee, Nebel, keine Sicht. Die Stimmung ist bisweilen gedämpft. Immerhin sind wir die einzige Gruppe hier. Angesichts der ohnehin schon herrschenden Enge wäre es überaus lästig, sich noch mit anderen Bergsteigern arrangieren zu müssen.

Erst kurz vor Sonnenuntergang lockert die Bewölkung ein wenig auf und der Mawenzi kommt raus. Für Fotos ist es fast schon zu dunkel. Helmut verbreitet Optimismus und meint, in der Nacht werde es gut werden. Er muss es ja wissen denke ich und bleibe trotzdem skeptisch.

Um 18.00 Uhr gibt es das Abendessen. Anschließend packen wir alles, was wir für den Gipfeltag nicht unbedingt brauchen, in die Seesäcke.

Schon früh geht das Licht aus. Ich fühle mich gut. Der Ruhepuls, der vor dem Abendessen noch bei 100 lag, ist jetzt etwa bei 90 und damit nach meiner Meinung "im grünen Bereich". Schnell schlafe ich ein, werde aber schon gegen 21.00 Uhr wieder wach: Rolf ist schwer erkältet. Er niest, schnieft und bekommt schlecht Luft. Sein Zustand lässt nichts Gutes ahnen. Auch mein Schlaf wird jetzt schlechter, das Kissen ist zu hart, der Nacken zieht, immer häufiger werde ich wach. Um Mitternacht kommt der erlösende Weckruf.

14. Tag

Donnerstag, 17. Oktober 2002

Uhuru Peak, 5896 m

Die abschließende Packerei nach dem Aufstehen kommt mir unglaublich hektisch vor. Einmal wird mir in der mitternächtlichen Hast fast übel, zumal ich das stresserzeugende Gefühl habe, beim Packen einer der langsamsten zu sein.

Zum Frühstück esse ich nur Kekse und trinke 3 Tassen Tee und Mineralgetränk. Mehr bringe ich nicht hinunter. Meine Bekleidung ist die gleiche wie am Mount Kenia:

Funktionsunterwäsche, Bergtourenhose, Fleecepullover, Anorak. Um 1.00 Uhr brechen wir auf. Helmut hat recht behalten: Die Wolken haben sich verzogen und der zunehmende Dreiviertelmond sorgt für eine höchst willkommene, zusätzliche Beleuchtung. Das Gehtempo ist entsetzlich. Natürlich, ich hatte viele Male gelesen, dass langsames Gehen an diesem Berg der Schlüssel zum Erfolg ist. Wohl jedem von uns hatten sich die Worte "pole pole" (langsam,

langsam) schon zu Hause ins Gehirn gehämmert, irgendwer formulierte einmal, "Trauermarschgeschwindigkeit" sei die absolute Höchstgeschwindigkeit. Doch trotzdem: Jeder hat ein individuelles Mindest-Gehtempo, dessen Unterschreitung nicht mehr von einem Zuwachs an Durchhaltevermögen begleitet wird. William erweist sich heute als der Hohe Priester des "pole pole" und geht so langsam, dass ich immer wieder den Eindruck habe, nicht kontinuierlich zu gehen, sondern einen Schritt zu machen, anzuhalten und erneut loszulaufen. Während der ersten drei Stunden liegt meine Pulsfrequenz bei etwa 106/min. Andere Gruppen gehen schneller: Noch bevor wir gegen 4.15 Uhr die Hans Meyer Höhle (etwa 5200 m) erreichen, sehen wir hoch über uns die Stirnlampen anderer Gruppen aufblitzen. An der Höhle angekommen wird mir übel. Kalter Schweiß steht mir auf der Stirn, ein Kotzgefühl kommt auf und zu allem Überfluss habe ich das Gefühl, dringend aus der Hose zu müssen. Gott sei Dank bleibt mir diese Heimsuchung erspart. Nach wenigen Minuten ist der Spuk vorbei, aber ich merke jetzt, dass mir kalt ist. Ich krame die Regenhose aus dem Rucksack und ziehe noch ein dickes Fleecehemd an. Zwischen Sturmhaube und Kapuze des Anoraks packe ich noch ein wärmendes Taschentuch. Wieder aufgewärmt trinke ich ein paar Schlucke und esse einen Müsliriegel. Das Wohlbefinden ist wieder da und mit ihm die Zuversicht, bei Sonnenaufgang am Kraterrand zu stehen.

Als gegen 6.00 Uhr die Sonne aufgeht, sind wir noch nicht am Gilman's Point. William bleibt jetzt häufiger stehen, was in unserer Gruppe nicht auf ungeteilte Zustimmung stößt.

Wiederholt höre ich Manfred "Gemma, gemma" rufen und denke mir, "recht hat er". Andere hingegen sind offenbar froh über die Fürsorglichkeit unseres Führers und legen keinen Wert auf eine zügigere Gangart. Helmut bildet deshalb zwei Gruppen. William führt die schnellere Gruppe, der auch ich mich anschließe. Schnell zeigt sich, dass er nur aus Rücksicht auf uns Gipfelanwärter so langsam ging, denn sein jetziger Schritt lässt jeden Wunsch nach mehr Tempo verstummen.

Um 6.15 Uhr hat die erste Gruppe das leichte Blockwerk unterhalb des Kraterrandes hinter sich gelassen und kann vom Gilman's Point den Blick auf den Stufengletscher genießen. Mag er auch in den 80er Jahren noch größer und prächtiger gewesen sein, so ist doch auch sein jetziger Anblick für einen Kibo-Neuling ein unvergessliches Erlebnis. Schade, dass die üblichen Kibo-Touren nicht die Möglichkeit bieten, diesem einzigartigen Eisgebilde näher zu kommen, es gar zu betreten.

Ich fühle die Anstrengung, bin aber nicht fix und fertig. Kopfschmerzen habe ich keine und ich weiß jetzt, dass dem Weiterweg zum Uhuru-Peak nichts im Wege steht. Einige Minuten später kommt die zweite Gruppe und mit ihr Rolf hier an. Rolf hatte offenkundig schwer mit dem Berg und seiner angeschlagenen Gesundheit zu kämpfen und kann die Tatsache, endlich am Gilman's Point zu stehen, wegen seiner Erschöpfung nicht mehr uneingeschränkt genießen.

Schon bald drängt Helmut zum Weiterweg. Immerhin liegt noch ein Aufstieg von 180 Höhenmetern und etwa anderthalb Stunden Dauer vor uns. Diesmal schließe ich mich der langsameren Gruppe an, die von dem sehr jungen Assistant Guide Patrokil geführt wird, während William es sich nicht nehmen lässt, die schnelle Truppe zu führen. In unserer Gruppe bestimmt Rosi, die mit bemerkenswerter Ausdauer, aber doch ziemlich langsam geht, das Tempo. Da ich schneller gehen kann, nutze ich die Gelegenheit, mich von der Gruppe abzusetzen und führerlos auf dem unübersehbaren Pfad dem Uhuru Peak entgegen zu gehen. Ich genieße es, jetzt ganz nach Lust und Laune stehenbleiben und fotografieren zu können um dann wieder zügiger zu gehen, bis ich von der nun doch erheblichen Anstrengung heruntergebremst werde. Bald tauchen die ersten Gletscher auf, die nach Süden abfließen. Dieser Anblick ist phantastisch und wie aus einer anderen Welt. Unvermittelt ragen sie mit senkrechten Wänden aus dem völlig schneefreien Schutt empor. Einzelne erinnern an Eisberge, andere an Säulenaltäre, begleitet von kleinen Büßereis-Ansammlungen. Was für ein phantastisches Gefühl mag es sein, über einen dieser Gletscher zum Kibo aufzusteigen und hier oben eine Nacht im Zelt zu verbringen? Wiederholt denke ich daran, den Pfad zu verlassen um einmal unmittelbar unter einer dieser Wände zu stehen - und lasse es dann doch sein. Nicht weniger als zwanzig Minuten würde ich für Hin- und Rückweg über den losen Schutt brauchen. Zu lange, um sich einfach so abzusetzen. Und in Alpenmanier einfach mal "Gas geben"? Nein, völlig ausgeschlossen.

Kurz nach 8.00 Uhr und nur wenige Minuten nach der ersten Gruppe erreiche ich den Uhuru-Peak, 5.894 m, und genieße die tiefe Zufriedenheit, die mich jetzt durchströmt. Zufriedenheit, aber auch Dankbarkeit, dass es mir vergönnt ist, den höchsten Punkt Afrikas und meines bisherigen Bergsteigerlebens zu erreichen, ohne Symptome von Höhenkrankheit zu spüren, ohne völlig erschöpft zu sein, ja sogar ohne Kopfschmerzen zu haben. Wie oft hatte ich mich vorbeugend damit beruhigt, dass die Chance, den Uhuru-Peak zu erreichen, statistisch ohnehin nicht so gut ist, dass auch der Gilman's Point als Besteigung zählt und dass ja der Weg das Ziel ist. Und doch: Am Ende zählt nur der höchste Punkt und auf dem stehe ich jetzt.

Der Blick in den Kraterboden ist faszinierend und ernüchternd zugleich. Faszinierend, weil ein mächtiger Gletscher in geradezu unwirklichem Kontrast zur Umgebung wie ein Tafelberg dem Schutt entspringt, ernüchternd, weil weit und breit kein Schnee zu sehen ist, der einem Hoffnung auf den Fortbestand dieser einzigartigen Eisgebilde machen könnte. Gewiss, die Trockenzeit ist fast zu Ende und bald wird es hier oben wieder winterlicher aussehen. Gleichwohl wird das Problem der Kibo-Vergletscherung hier offenbar. Wenn in einer stark vergletscherten Alpenregion die Schneegrenze durch die globale Erwärmung um 100m steigt, dann werden die Gletscher kümmerlicher, aber sie verschwinden nicht, weil sich nur die Höhenausdehnung des Nährgebiets verringert. Am Kibo hingegen verschwindet mit einem Schlag das ganze Nährgebiet und mit ihm schwinden die Gletscher dahin, die die Attraktivität dieses Gipfels ausmachen.

Noch aber ist es nicht soweit und der Blick vom Uhuru-Peak ist ein Erlebnis, von dem ich später noch geraume Zeit zehren werde. Schade, dass Rolf, Konny und Wolfgang dieser krönende Abschluss nicht vergönnt ist. Fast windstill ist es hier oben und wir können die Gipfelrast genießen. Die Temperatur erscheint mir ganz angenehm, gefühlsmäßig nur wenig unter Null Grad. Natürlich würde ich es gerne genauer wissen, aber das im HAC4 eingebaute Thermometer reagiert dermaßen träge, dass es für eine schnelle Messung schlechthin unbrauchbar ist. Auch der Höhenmesser erweist sich als treulos und zeigt nur 5666 m. Aber immerhin zeigen die Geräte der "Konkurrenz" von Suunto auch keine besseren Werte. Wie sollten sie auch, sind sie doch allesamt tagelang nicht verlässlich nachgestellt worden.

Nach etwa einer halben Stunde begeben wir uns wieder an den Abstieg. Jetzt schon erreichen erste Wolkenfetzen den Kraterrand und sorgen dafür, dass der Filmvorrat geschont wird. Nach weniger als einer Stunde sind wir wieder am Gilman's Point und steigen zügig weiter zur Kibo-Hütte ab. Schnell wölkt es sich endgültig ein und nur noch selten kann man rückblickend den Kraterrand sehen. Der Niederschlag des Vortags kommt uns jetzt sehr zustatten, weil die noch im Boden befindliche Feuchtigkeit den Staub bindet, was den Abstieg, insbesondere das ab und an mögliche "Abfahren" durch feinen Schutt angenehm macht.

Schon wenig oberhalb der Hans-Meyer-Höhle waren wir beim Anstieg einem Bergsteiger begegnet, der offensichtlich höhenkrank war und mühsam wieder nach unten geleitet werden musste. Ein weiterer Bergsteiger wirkte am Gilman's Point ziemlich orientierungslos und schwer angeschlagen. Und auch jetzt, in der Kibo-Hütte, müssen wir erleben, wie ein Japaner

in bedenklichem Zustand in einen Schlafraum gebracht wird. Ich frage mich, was wohl mit ihm geschehen wird, wenn er nicht nur katastrophal erschöpft, sondern wirklich höhenkrank sein sollte. Ist er hier, auf 4700 m tief genug um sich zu erholen?

Unsere Begleitmannschaft serviert etwas zu essen, aber mein Appetit ist denkbar gering. Während des Essens setzt Regen ein, vor dem wir auch beim Weiterweg über den Kibo-Sattel nicht dauerhaft verschont bleiben. Kein einziges Foto mache ich auf dem Marsch durch diese wolkenverhangene Mondlandschaft, der in jedem Bildband zu findende Kibo-Anblick von dieser Seite bleibt uns verwehrt.

Der breite und bequeme Weg gibt mir die Gelegenheit zu einer ausgiebigen Unterhaltung mit dem Assistant Guide Patrokil, einem sympathischen jungen Mann von etwa zwanzig Jahren. Bei dem angeregten Gespräch über Gott und die Welt fällt es nicht schwer, die eintönige Lauferei zu vergessen. Um so überraschter bin ich, als wir nach geraumer Zeit ein unscheinbare Wasserstelle, mehr Pfütze als Rinnsaal passieren, die mit dem Schild "Last Water" gekennzeichnet ist. Sollte das die in jeder Beschreibung der Marangu-Route erwähnte letzte Wasserstelle sein? Es ist kaum vorstellbar, dass dieses anscheinend vom Versiegen bedrohte Wasserloch den Flüssigkeitsbedarf der vielen Kiboaspiranten decken kann, die den Gipfel auf unserem Abstiegweg angehen. Tatsächlich erfahre ich später, dass es an einer anderen Variante dieses Weges eine ergiebiger letzte Wasserstelle gibt.

An den Horombohöhlen ist es neblig und regnerisch. Zielstrebig suchen Rolf und ich unser Zelt auf und verschwinden sofort in den Schlafsäcken. Wieder einmal erreicht uns die Kunde, dass es "Tea-Time" ist, im gemütlichsten Dämmerzustand. Schon bald darauf gibt es ein Abendessen, das den Appetit wieder belebt: Reis, Hähnchen, Gemüse und natürlich eine Vorsuppe. Rolf ist von seiner Erkältung und der Anstrengung des heutigen Tages ziemlich mitgenommen, er bleibt mit leichtem Fieber im Zelt und macht sich dort über das Hähnchen her. Unsere Führer erkundigen sich mit echtem Mitgefühl nach seinem Befinden und bieten an, ihm Essen zu bringen, Tee zu kochen oder sonstige Annehmlichkeiten zukommen zu lassen, doch letztlich braucht er einfach nur Ruhe.

Beim Aufstieg über die meistbegangene Route sind die Horombohöhlen das "Camp 2". Die Größe dieses Lagers verdeutlicht den Andrang, der auf dieser Route herrscht: Neben einem Hüttendorf mit etlichen Zelten gibt es hier auch eine einfache Einkaufsgelegenheit. Sogar Bier ist hier für lumpige zwei Dollar die Flasche zu haben. Doch ich widerstehe der Versuchung und hebe mir diesen Genuss für das Tal auf.

15. Tag

Freitag, 18. Oktober 2002

Abstieg von den Horombo-Hütten

Der Nachtschlaf war herrlich! In meinem Tourenbüchlein notiere ich: Bombig geschlafen! In der Nacht war hatte es sich bei klarem Himmel wieder kräftig abgekühlt. Im Zelt herrschten bei Sonnenaufgang 2 Grad Celsius. Bei traumhaft klarer Luft schweift der Blick jetzt weit über die wolkenbedeckte Ebene. Am Kibo, dessen Gipfelaufbau von hier zu sehen ist, leuchten die scharf begrenzten Gletscher der Südseite in der Morgensonne. Hinter dem Zeltplatz lädt ein wunderschöner Bromelienhain zu einer fotografischen Exkursion ein, die ein Schild mit dem Aufdruck "Please do not go behind this Point" vergeblich zu verhindern sucht. Vielleicht ist es das Werk eines Ansichtskartenanbieters, hat man doch gerade von hier den klassischen Blick auf die Horombohütten.

Beim reichhaltigen Frühstück, zu dem es unter anderem Würstchen und Pfannkuchen gibt, ist Rolf wieder dabei. Gut gestärkt beginnen wir bald mit der letzten Etappe unserer Kibo-Tour, die uns an den Maranguhütten vorbei zum Haupteingang des Nationalparks führt. Bis zu den Maranguhütten brauchen wir 2 1/2 Stunden, die allerdings trotz schöner Landschaftseindrücke kein reines Vergnügen sind. Denn feiner Staub, der den größten Teil des Weges bedeckt, wird von der Karawane der auf- und absteigenden Touristen ohne Unterlass aufgewirbelt. Auf Kilometer kann man den Verlauf des Weges anhand dieser Staubfahne am Hang ausmachen. Ein Entrinnen ist angesichts der gleichmäßig verteilten Menschenmengen fast aussichtslos. Zwar mag sich Hauser-Exkursionen nur wegen der kürzeren Anreise aus Kenia für die Rongai-Route entschieden haben, doch ganz egal, welche Umstände für diese Wahl maßgeblich waren, es war ein gute Wahl. Der Gedanke, als Teil einer endlos scheinenden Kolonne im Staub dem Berg entgegen zu gehen, ist nicht sehr verlockend. Wer Einsamkeit für ein wichtiges Element des Naturerlebens hält, der meide die Marangu-Route im Aufstieg!

Die Maranguhütten liegen auf einer hübschen Lichtung im Regenwald, der heute seinem Namen keine Ehre macht. Wir machen bei strahlendem Sonnenschein eine halbe Stunde Rast und verzehren unsere Lunchpakete. Unsere Erwartung, auf einem nassen, mit glitschigem Wurzelwerk gespickten Pfad dem Haupteingang mehr entgegen zu stolpern als zu gehen und Urwald pur zu genießen, wird enttäuscht. Auf einem erst vor kurzem neu angelegten, bis fast zwei Meter breiten, nur abschnittsweise steinigen oder verwurzelten Weg, der heute völlig trocken ist, schreiten wir zu Tale.

Am Marangu-Gate gönne ich mir, das erste abendliche Bier vor Augen, eine Coca-Cola. Nach vielleicht einer Stunde (vielleicht auch weniger) wird unser in Kenia zurückgelassenes Gepäck angeliefert. Die zahlreichen Fernreise-Routiniers unserer Gruppe kramen abgelegte Kleidungsstücke und andere entbehrliche Ausrüstungsgegenstände aus ihren Seesäcken, um sie für die abschließende Verlosung unter der Begleitmannschaft zu stiften. Diese Zeremonie war in den Reiseinformationen von Hauser schon angekündigt worden, wenn auch mit dem Zusatz, "selbstverständlich" stehe es einem frei, etwas zur Verlosung beizusteuern.

Ich hatte es vorgezogen, mich nicht mit dem Gedanken an verlosungsfähige Teile aus dem Altkleiderbestand zu belasten und war nur mit den Sachen abgereist, die auch wieder zurück bringen wollte. Jetzt stehe ich da und habe - wohl als einziger - nichts beizusteuern, da ich mich auch nicht von einem irgendeinem liebgewonnenen Fleecehemd oder sonst einem Kleidungsstück trennen will. Dabei hatte ich vorgesorgt und Briefumschläge eingepackt, in die ich für Verlosungszwecke ein paar Dollar stecken wollte, sozusagen ein abgelegter Pullover "per definitionem". Hiervon hält Helmut aber nichts und so kann ich mir meine Briefumschläge an den Hut stecken.

Im Ergebnis kommt für die Verlosungs-Veranstaltung dann doch genug zusammen. Unter Beachtung der Hierarchie in der Begleitmannschaft darf sich William zuerst etwas aussuchen, auch den Hilfsführern wird dieses Privileg zuteil, die Träger müssen Lose ziehen. Natürlich gibt es wieder einige Dankesworte unseres Reiseleiters, mit denen er zu Recht die Unerlässlichkeit der Begleitmannschaft für das Gelingen der Tour hervorhebt. Und natürlich gibt es jetzt das Trinkgeld. Unmittelbar nach dessen Verteilung taucht ein einheimischer Geldwechsler auf und tauscht die Dollarnoten auf der Stelle (und vermutlich vor allem zu seinem Vorteil) in einheimische Währung um.

Schließlich bringt uns ein Bus nach Arusha, zur Lodge, in der wir die letzte Nacht auf afrikanischem Boden verbringen werden. Die Fahrt zieht sich dahin und so haben wir genügend Zeit, bei schönem Wetter die tansanische Landschaft an uns vorbeiziehen zu lassen. Der Kilimandscharo freilich hüllt sich in Wolken.

Nach etwa 2 Stunden erreichen wir die Mountain Village Lodge, die sich in schöner Lage vielleicht einen Kilometer neben der Hauptstraße etwas oberhalb eines Sees befindet. Die Unterkünfte sind abseits vom Hauptgebäude in schilfgedeckten Rundhütten untergebracht. Bald rauscht die Dusche und spült den elenden Staub des Abstiegs davon. Mit den letzten frischen Sachen bekleidet zieht es uns gleich danach zur Lobby, wo die Schnellduscher schon

das erste Bier im Glas haben. Endlich rinnt das bei wohl allen Kilimandscharo-Besteigern bekannte "Kilimanjaro Lager" auch durch unsere Kehlen, köstlich und erquickend, das edelste Fassbier aus einer nur der Qualität verpflichteten Klosterbrauerei könnte nicht besser schmecken als dieses Flaschenbier aus Daressalam.

Das gelungene Buffet leitet einen netten gemeinsamen Abend ein, der auch die Gelegenheit bietet, ein paar Dankesworte an Helmut zu richten, der uns mit seinem sympathischen Wesen routiniert, kenntnisreich und humorvoll auf dieser Reise begleitet hat. Zur Abrundung unseres Bestands an Reiseandenken erhalten wir heute auch offizielle, mit einer Zertifikatsnummer versehene und unter anderem von unserem Führer William unterschriebene Gipfelurkunden.

16. Tag

Samstag, 19. Oktober 2002

Abreise

Entspannt und ohne Hektik genießen wir das ausgiebige Frühstück. Erst abends müssen wir am Flughafen sein, weshalb wir fast einen ganzen Tag Zeit haben, nochmals afrikanische Eindrücke aufzunehmen. Gelegenheit hierzu haben wir reichlich, denn ein Besuch des nahegelegenen Marktes ist angesagt. Zwei Einheimische begleiten uns auf unserem Ausflug in das bunte Treiben. Touristen scheinen hier nicht jeden Tag in größerer Zahl aufzutauchen, denn vor klettengleichen Händlern, die nichts besseres zu tun haben, als einem an den Fersen zu kleben und mit unerwünschten Angeboten zu verfolgen, bleiben wir hier verschont.

Wolfgang kauft sich ein Paar Sandalen, die überwiegend aus alten Autoreifen hergestellt sind. Auch mich reizt der Kauf eines solch exklusiven und zugleich langlebig wirkenden Badelatschens, zumal das Preis - Leistungsverhältnis (ein oder zwei Dollar pro Paar) ausgezeichnet ist. Leider ist in Größe 47 nichts dabei und nur für die Vitrine? - nein.

Wenig später verschwindet Wolfgang in einem Friseursalon. Ein gemaltes Bild an dessen Eingang, das meinen Vorstellungen vom Aussehen einen kurzgeschorenen arabischen Terroristen entspricht, tatsächlich aber nur für das dort ausgeübte Handwerk werben soll, kann ihn nicht von der mutigen Tat abhalten. Grund zur Reue gibt es für Wolfgang nicht: Als er einige Zeit später wieder auftaucht, ist nichts zu beanstanden.

Zur Mittagszeit schaffen es unsere Führer, für ein Matatu, einen jener abgewirtschafteten Kleinbusse zu organisieren, die hier, ebenso wie in Kenia, einen beachtlichen Teil des

öffentlichen Personennahverkehrs bewältigen. Wir fahren zu einem einige Kilometer entfernten Imbiss am Straßenrand, wo wir ein Mittagessen, bestehend aus Kochbananen (nicht besonders wohlschmeckend, aber wohl nahrhaft), gebratenem Lamm und Salat bestellen. Die Getränke lassen nicht lange auf sich warten, doch die Bereitung des Essens braucht offenbar sehr viel Zeit, was heute aber ohnehin keine Rolle mehr spielt.

Nach der Rückkehr zur Lodge können wir in den beiden Unterkünften, die uns der Betreiber der Lodge freundlicherweise noch überlassen hatte, duschen und unser Gepäck herrichten. Jetzt gilt es nur noch, die Zeit bis zur Abfahrt zum Flughafen totzuschlagen und die wird allmählich lang. Irgendwann kommt Manfred nochmals darauf zu sprechen, dass wir die Höhe der üblicherweise an die Träger zu zahlenden Trinkgelder erst den abschließenden Reiseunterlagen entnehmen konnten. Er hält es für korrekter, den Reisepreis im Interesse klarer Verhältnisse von vornherein um diesen Betrag zu erhöhen. Damit hat er nicht ganz Unrecht, vielleicht geht es ja einfach darum, den im Katalog ausgewiesenen Preis möglichst niedrig zu halten, um nicht ungünstiger dazustehen, als andere Veranstalter, die bestimmte Trinkgelder trotz ihrer Üblichkeit wahrscheinlich auch nicht in den Preis einbeziehen. Andererseits kann ich die Aufregung nicht verstehen. Eine Kilimandscharo-Reise bucht doch niemand nur aufgrund von Kataloginformationen. Und wer sich bei der Planung auch nur etwas schlau macht, der weiß doch, dass am Ende immer die Hand aufgehoben wird. Gerade das Trinkgeld für die Begleitmannschaft kann kaum als freiwillige Draufgabe bezeichnet werden. Helmut jedenfalls hängt das Thema erkennbar zum Hals raus. Der letzte Nachmittag in Afrika bietet sich in der Tat nicht für Grundsatzdiskussionen an.

In der Abenddämmerung setzt uns der Bus am kleinen Kilimanjaro-Airport von Arusha ab. Vor der Aufgabe des Gepäcks ist wieder einmal irgendein blödsinniger Zettel auszufüllen, natürlich mit Reisepassnummer, an dessen Zweck ich mich nicht mehr erinnern kann. Anschließend müssen wir noch ein paar Stunden warten, Gelegenheit, die Andenkenläden aufzusuchen. Dort bestätigt sich, was ich schon zuvor gelesen hatte, nämlich dass es das ganze Gerümpel hier auch und zu vertretbaren Preisen gibt.

Gegen 21.30 Uhr besteigen wir endlich die KLM-Maschine nach Amsterdam. In Daressalaam ist noch eine lästige Zwischenlandung auszusitzen, bevor wir in der Eintönigkeit des Nachtflugs die Erlebnisse der letzten Wochen in unsere Träume einbauen können.

Im Morgengrauen sind wir in Amsterdam. Die Verabschiedung fällt kurz aus, bald schon werden Rolf und ich mit einer kleinen Propellermaschine nach Düsseldorf gebracht. KLM Cityhoppers dankt uns, dass wir mit ihnen geflogen sind.

Ich danke Rolf, dass er den Anstoß zu dieser wunderbaren Reise gegeben hat. Meiner Familie danke ich dafür, dass sie sie mir von Herzen gegönnt hat.

Reinhard Sadrinna, im Mai 2003